

Allgemeine Veröffentlichungen zur Sozialgeschichte

Peter N. Stearns (Hrsg.), *Encyclopedia of Social History*, Garland Publishing, New York etc. 1994, XXXVI + 856 S., geb., 95 \$.

Die wichtige Rolle der Sozialgeschichte in der neueren internationalen Geschichtslandschaft legte es irgendwann nahe, ein Handlexikon vorzulegen, das die zentralen Konzepte, die Forschungsfelder und die wichtigsten Ergebnisse der Sozialgeschichte dokumentiert. Die Tatsache, daß sich Peter Stearns, der langjährige Herausgeber des »Journal of Social History«, dieser Aufgabe angenommen hat, läßt manches erwarten. Er konnte annähernd 300 Bearbeiter gewinnen, vom Doktoranden bis zur internationalen Kapazität, die mehr als 450 Begriffe vorstellen. Doch dies vorweg: Das Ergebnis ist zumindest zwiespältig, wenn nicht enttäuschend. Es ist dabei weniger das Konzept, das freilich den ambivalenten Standort der Sozialgeschichte deutlich macht, sondern mehr die thematische und redaktionelle Ausführung, die diese Enttäuschung provoziert.

Die Einleitung nimmt eine Definition der Sozialgeschichte vor, die – aus deutscher Sicht – einerseits altmodisch erscheint, andererseits aber die Eigenständigkeit der Sozialgeschichte gegenüber der Kultur- und Mentalitätsgeschichte verschwimmen läßt. Sozialgeschichte beschäftigt sich demnach erstens mit sozialen Gruppen, und zwar hauptsächlich mit denen, die »remote from the summits of power« sind (S. VII), mit Arbeitern, ethnischen Minoritäten, Frauen; hierin ist die Sozialgeschichte auch parteilich. Ähnelt diese Definition dem Verständnis der 1970er Jahre, so ist die zweite Bestimmung, daß soziales Verhalten und soziale Ideen im Zentrum stünden, stärker »kulturalistisch« gefärbt. Sexualität, Verbrechen, Freizeit als soziale Tatbestände werden hier genannt (S. VIII). Sozialhistoriker, so die Einleitung, glauben an die Bedeutung von Gruppen und interessieren sich für die »large forces« wie etwa das Bevölkerungswachstum; deshalb fragen sie stärker nach Prozessen als nach Ereignissen und suchen nach Verhaltensmustern statt nach individuellem Verhalten. Sozialgeschichte solcher Provenienz versteht sich als methodisch und inhaltlich eigenständig – diese Bestimmung könnte der Herausgeber auch von Jürgen Kocka entlehnt haben.

Einen prominenten Platz in Stearns' Lexikon nehmen demgemäß die theoretischen Begriffe (»Collective Memory«, »Alltagsgeschichte«) ein; als zweite wichtige Kategorie wären zentrale inhaltliche Termini wie »Capitalism« oder »Bureaucracy« zu nennen, die auch als analytische Leitkategorien dienen. Weiterhin werden wichtige Forschungsfelder behandelt, bei denen vom Umfang her die neueren Themen wie Familie, Geschlecht, Privatheit eine größere Rolle spielen als die klassischen sozialhistorischen Gegenstände »Arbeiterschaft« oder »Gewerkschaften«. Ein besonderes Augenmerk richtet die Enzyklopädie auf internationale und regionale Eigenheiten (S. IX). Insofern reflektiert sie die zunehmende Loslösung von der europäisch-amerikanischen Geschichte. Besonders für Asien findet man viele Stichwörter. Einige Epochenbegriffe wie die Französische Revolution kommen dazu; schließlich nehmen einzelne Spezialbegriffe (»Kaffeehäuser«, »Griechisch-römische Sexualität«), die thematisch in den Rahmen der Sozialgeschichte gehören können, großen Raum ein.

Über die Berechtigung der Aufnahme und die Wichtigkeit der behandelten Themen kann man im einzelnen sicher streiten; doch die Disproportionen und offenbaren Versäumnisse stechen ins Auge und beeinträchtigen den Wert des Lexikons erheblich. Gerade wenn man den Grundansatz ernstnimmt, daß Verhalten und Ideen einen sozialgeschichtlichen Gegenstand darstellen, fragt man sich, warum dann kein Artikel über »Ideen«, über »Fortschritt« oder »Entwicklung« erscheint. Inhaltliche Begriffe tauchen oft erst auf, wenn sie als gesellschaftliche Bewegung erscheinen: »Race« ist kein Stichwort (wohl aber »Racism«), »Nation« auch nicht (aber »Nationalism«). Besonders auffällig ist das fast vollständige Fehlen politischer Begriffe. Sozialgeschichte, wie die Enzyklopädie sie präsentiert, ist politikfrei, wenn sich auch zwischendurch der eine oder andere politische Begriff eingeschlichen hat. Doch das ist Zufall. »Liberalism« gibt es, nicht aber »Conservatism« oder »Democracy«. Politische Parteien sind kein Gegenstand. Extrem störend ist das Fehlen des Stichworts »Antisemitismus«, für das lediglich auf »Sündenbock« verwiesen wird. Eine solche Vorabfestlegung des Antisemitismus ist peinlich, zumal »Holocaust« ebenfalls fehlt und man unter »Jews« kein Wort über die Vernichtung der Juden liest.

Mögen sich hierin Besonderheiten der amerikanischen Historiographie äußern, die Sozialgeschichte und Politikgeschichte strikt trennt und die disruptive Kraft des Ereignisses eher zu negieren als hermeneutisch in Prozesse einzubauen geneigt ist, so sind andere Disproportionen nicht zu übersehen und auch schwer zu erklären. So gibt es zwar einen Artikel über »Mariologie«, nicht aber über »Katholizismus« - auch nicht über Protestantismus, der allerdings in der Max-Weber-Version von der abendländischen Rationalisierung viele der anderen Artikel durchzieht. Europa als ganzes tritt stark zurück, gerade in den zentralen Bereichen der Geschlechter- und Familiengeschichte. Während es über die russischen Frauen einen der längsten Artikel der ganzen Enzyklopädie gibt, ist von westeuropäischen Geschlechterbeziehungen nur am Rande die Rede. Über Deutschland und Frankreich gibt es keinen Artikel, wohl aber über »Swedish Population Data«. Zwar gehört Biographisches erklärtermaßen nicht zum Zentrum des sozialhistorischen Interesses; aber eine einzige (Doppel-)Biographie findet sich doch, über die indianischen Freiheitskämpfer Tupac Amaru und Tupac Katari. Warum?

Der Zufall und der politisch korrekte Zeitgeist scheinen bei der Auswahl der Artikel eine weitaus größere Rolle gespielt zu haben als das Ziel, die wichtigen Felder konsequent abzudecken und folglich weniger Wichtiges außer Acht zu lassen. Dementsprechend variiert die Qualität der Artikel erheblich. Insgesamt sind die theoretischen Artikel besser als die inhaltlichen Spezialartikel. Der Beitrag über »Cultural History« ist sehr gelungen und repräsentiert eine sozialhistorische Offenheit gegenüber der Kulturgeschichte, die fast schon an Selbstaufgabe grenzt; für »Annales« gilt dasselbe; hier wird - selten genug - die Verbindungslinie zu den deutschen Reformansätzen Schmollers und Lamprechts gezogen. Einen weiten Horizont zeigt der Artikel über »Kapitalismus«, in dem die deutsche Protoindustrialisierung mit der karibischen Sklaverei verbunden wird.

Die Qualität bleibt jedoch auch in den theoretischen Artikeln nicht immer gewahrt. Die Ausführungen zum Stichwort »Modernization« geben die Sicht eines Autors wieder, der sich mit dem Fernen Osten beschäftigt hat, erklären aber keineswegs die Spezifität des Theorienbündels als einer *historischen* Theorie und geben die Geschichte der Theoriediskussion nicht einmal für die Vereinigten Staaten korrekt wieder. Insgesamt kann gelten: Wenn sich zufällig ein souveräner Autor gefunden hat, kann man die Artikel mit Gewinn lesen; oft ist das nicht gegeben, und in einem solchen Fall hat das Lexikon einen geringen Informationswert oder führt schlicht in die Irre, weil es den Spezialinteressen der Verfasser zu sehr nachgibt. Die redaktionelle Betreuung des Werkes scheint nicht sehr intensiv gewesen zu sein. Peinlicherweise zeigt sich das am deutlichsten in einem Artikel des Herausgebers über »Journals«, der ohnehin nicht durch Tiefe

besticht. Doch daß ein Kenner der Materie wie Stearns bei der deutschen »Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte« nicht nur einen falschen Titel (... »für Wirtschaft und Sozialgeschichte«), sondern auch noch vier Druckfehler in einem einzigen Wort durchgehen läßt, kann nur als befremdlich bezeichnet werden.

Solche Beispiele ließen sich vermehren, würden aber dann doch einen allzu negativen Eindruck erzeugen. Eine Enzyklopädie dieser Art zu machen ist zweifellos eine unangenehme Aufgabe. Auswahlkriterien und Endqualität sind schwer zu kontrollieren und leicht kritisierbar. Es gibt viele gute Artikel in dem Werk; das doppelte Inhaltsverzeichnis (alphabetisch und nach Sachgebieten) erleichtert die Arbeit sehr, und das Register ist brauchbar. In gewisser Hinsicht ist die »Encyclopedia« ein typisches Produkt der derzeitigen amerikanischen Sozialgeschichte, die ihren Standpunkt einer parteilichen Geschichte – ohne Politik – nie verlassen und nur den Gegenstand gewechselt hat: Statt Arbeitergeschichte betreiben die Historiker nun eben Geschlechter-, Rassen- oder Drittweltgeschichte. In dem Werk zeigen sich die Probleme eines Herausgebers, der es allen recht machen wollte und deshalb die postmoderne Beliebigkeit zugelassen hat. Das Lexikon spricht deshalb mehr für die rasch wachsende Hegemonie der »neuen Kulturgeschichte« als für eine theoretische und methodische Eigenständigkeit der Sozialgeschichte. Insofern liegt der Wert des Bandes wohl eher darin, daß er einst eine wichtige Quelle für den Standort der amerikanischen Sozialgeschichte der 1990er Jahre darstellen wird.

Thomas Mergel, Bochum

Jüdisches Museum der Stadt Wien (Hrsg.), Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen, Picus Verlag, Wien 1995, 443 S., Ln., 54 DM.

Zur gleichnamigen Ausstellung, die vom Jüdischen Museum der Stadt Wien konzipiert wurde und 1995 in der Volkshalle des Wiener Rathauses zu sehen war, erschien u. a. dieser als »Katalog« bezeichnete Band. Das Verzeichnis der Ausstellungsobjekte nimmt darin allerdings den geringsten Raum ein (S. 419–433); es handelt sich vielmehr um eine Sammlung von 40 lose aneinandergereihten Beiträgen zu unterschiedlichsten Aspekten des Themas. Anzumerken ist, daß zur Ausstellung zugleich ein Begleitband erschien (Julius H. Schoeps/Joachim Schlör [Hrsg.], »Antisemitismus«. Vorurteile und Mythen, München etc. 1995), der starke inhaltliche Überschneidungen mit dem vorliegenden »Katalog« aufweist.

Die Auseinandersetzung mit dem weithin von Mythen und Vorurteilen bestimmten überkommenen Judenbild ist bitter notwendig, und ein populärwissenschaftliches Engagement wäre auf diesem Feld so verdienstvoll wie auf kaum einem anderen – vorausgesetzt, es würde nicht nach der Devise »bon pour l'Orient« verfahren, die das Vorurteil der Wissenschaftler populärwissenschaftlichen Bemühungen gemeinhin zuschreibt. Doch das ist ja gerade das Vertrackte an Vorurteilen, daß sie sich immer wieder empirisch zu bestätigen scheinen. So schreibt Julius H. Schoeps, Direktor des Jüdischen Museums der Stadt Wien, in seinem Vorwort zu diesem Band: »Fast zweitausend Jahre tat man alles, um das wirkliche Bild des Juden dem von der Kirche geformten möglichst anzugleichen. Die christliche Welt empfand die Existenz von Juden als eine Belästigung, als etwas Unerträgliches. Gleichgültig um was für ein Unglück es sich handelte, verantwortlich wurde immer nur einer gemacht: der Jude. Erregte man sich über einen Dieb, Hehler oder Betrüger, dann war meist »der« Jude gemeint. Es ist immer das gleiche Bild, das vermittelt wurde und wird: der Jude als »Antichrist«, als »Widersacher«, der – koste es, was es wolle – um der eigenen Selbstvergewisserung willen vernichtet werden muß.« (S. 9)